

SUSY  
McPHEE

Und doch  
bist du hier



Weltbild

Und doch bist du hier

## Die Autorin

Susy McPhee wurde in Liverpool geboren. Sie studierte Russisch und nahm Karate-Unterricht in der Hoffnung, Spionin zu werden. Während sie auf Jobangebote der Geheimdienste wartete, arbeitete sie als technische Redakteurin in der Computerbranche und versuchte, dem trockenen Stoff Leben einzuhauchen. Ihrem ursprünglichen Berufswunsch kam sie wieder näher, als sie Weltraumforscher in der ehemaligen Sowjetunion unterrichtete. Heute lebt Susy McPhee mit ihrer Familie in Schottland. Mehr über die Autorin erfahren Sie unter [www.susymcpee.com](http://www.susymcpee.com).

Susy McPhee

# Und doch bist du hier

Roman

Aus dem Englischen übersetzt von  
Marion Balkenhol

**Weltbild**

Originaltitel: *The Perfect Man*

Besuchen Sie uns im Internet:

*www.weltbild.de*

Copyright der Originalausgabe © 2012 by Susy McPhee

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by

Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Marion Balkenhol

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay.

Redaktion: Julia Feldbaum, Augsburg

Umschlaggestaltung: © Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotiv: © Johannes Frick, Neusäß unter Verwendung von Motiven  
von shutterstock

Satz: Catherine Avak, Iphofen

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-86365-618-8

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

# I

Schnee. Nur ein leichtes Gestöber zunächst, das dann wider Erwarten stärker wurde, bis große, flache Flocken vom Himmel fielen, die die Straße bedeckten und die Geräusche des geschäftigen Nachmittags in einem weichen, erstickenden Schweigen aufsaugten. Ich sah durch das Fenster des Ladens zu, pickte mir eine Schneeflocke heraus und verfolgte ihren trägen Fall bis auf den Bürgersteig, wo sie nur einen Moment lang zögerte, bevor sie sich dem Boden ergab, und rein zufällig dachte ich an Marius und mich im Bett, kurz nachdem er gekommen und noch in mir war, sein volles Körpergewicht auf mir. *Le petit mort* nennen es die Franzosen, wenn dieser Nah-todmoment der Leidenschaft kurz hinter einem liegt. Ich suchte mir einen Weg durch den Gedanken zurück und stellte die Verbindung her – der kleine Tod der Schneeflocke inmitten Millionen anderer da draußen auf dem Bürgersteig – und ein heißer Schauer lief mir über den Nacken. Ich beugte mich vor, lehnte die Stirn ans Fenster und spürte, wie die kühle Oberfläche Besitz von mir ergriff, als hätte der Schnee seine eisigen Arme durch das Fenster gestreckt, mich umfassen und von den Gedanken an Marius fortgezogen, von dem heißen, beunruhigenden Bild, wie wir beide umschlungen in einem Gewirr aus Gliedmaßen unter verknöteten Laken liegen.

»Ach, du liebe Zeit.« Aileene war neben mich getreten und schaute durchs Fenster. »Wann hat das denn angefangen?«

»Gerade eben.« Ich schaute mich nicht zu ihr um.

»Meine Güte. Vielleicht sollten wir früh schließen und den Leuten die Chance geben, nach Hause zu kommen, bevor es noch schlimmer wird. Was meinst du? Claudia?«, forderte sie mich auf, als ich nicht sofort reagierte.

Das bin übrigens ich. Nur keine Aufregung: Ich bin nach meinem Großvater benannt, nicht nach dem Supermodel. Er hat meine Großmutter, Grace, nach der meine ältere Schwester benannt ist, kennengelernt, als er achtzehn war und sie sechzehn, und sie kam 1949 mit ihren Eltern aus Staffordshire, um im Hotel seiner Eltern im dritten Arrondissement zu wohnen. Während ihre Eltern im Jardin du Luxembourg Luft schnappten, täuschte Grace eine Reihe kleinerer Unpässlichkeiten vor, damit sie dableiben und ihre Bekanntschaft mit Claude auf dem von der Sonne erwärmten Boden der Orangerie im Hotel vertiefen konnte. In der letzten Nacht ihres Aufenthalts, als ihre Eltern in seliger Hingabe Edith Piaf lauschten, die im Olympia in Paris sang, brannten Nanna und Papie zusammen durch, liefen bei Nacht und Nebel an den Gare Saint Lazare und nahmen einen Zug nach Dieppe, von dort eine Nachtfähre nach Newhaven. Bis ihre verzweifelten Eltern sie aufgespürt hatten, waren sie längst über die Grenze nach Schottland geflohen und verheiratet. Immer wenn ich an ihre überstürzte Flucht denke, geht mir die Melodie von *La Vie en Rose* durch den Kopf.

»Claudia?«

»Egal.« Der Schnee hatte mich in Lethargie versetzt. Schließlich drehte ich mich zu ihr um. »Du bist die Chefin.«

Aileene warf einen kurzen Blick auf das Fenster, an dem vier ungleiche, mehr oder weniger leicht bekleidete Schaufensterpuppen standen, und ihre Stirn legte sich in Sorgenfalten. »Liebe Güte«, wiederholte sie. Ich wusste, was sie dachte. Sollten wir den Laden jetzt schließen, eine Stunde vor der Zeit, würden die vier den ganzen Sonntag bis Montagmorgen dort stehen und wären in ihrer Blöße den gaffenden Blicken aller Passanten in New Town ausgesetzt. Auf Aileenens Gesicht kämpfte die Furcht, auf frischer Tat bei etwas Unanständigem ertappt zu werden, mit der naheliegenderen Angst, sie könnte es nicht bis nach Hause schaffen, wenn die Busse nicht mehr fahren. Sie schaute noch einmal kurz nach draußen auf den

Schnee, der sich allmählich in den Ecken des Ladeneingangs sammelte, und in ihren Augenwinkeln entstanden zwei gleich große Falten. »Liebe Güte«, sagte sie zum dritten Mal.

»Mach den Laden zu.« Ich kletterte aus dem Schaufenster. »Ist doch nur bis morgen, Aileene. Ich habe ihre Kleidung herausgesucht, du musst sie ihnen nur überziehen.« Ich brachte ein Lächeln zustande. »Das hast du geschafft, bevor das Wasser kocht.« Eine Tasse Tee, sollte ich erwähnen, war Aileenes Antwort auf jedes Problem, das die Menschheit je bedrängt hat. Im Verlauf eines typischen Freitagnachmittags trank ich durchaus bis zu vier Becher von dem Zeug, so ziemlich das Einzige, was ich derzeit von der Außenwelt aufnahm. Ich schwöre, sollte Osama Bin Laden von den Toten auferstehen und den Entschluss fassen, in Schottland einzumarschieren, wäre Aileene auf der Stelle hinten verschwunden, um den Wasserkessel aufzusetzen. Allerdings wäre sie nicht die Erste: Papie würde Ihnen mit vor Verachtung tiefender Stimme erzählen, dass es unter seinen Landsleuten welche gab, die es ganz genauso machten, als Hitlers Truppen 1940 in Paris einmarschierten.

»Tja, aber das ist es ja gerade, kann sein, dass wir es morgen nicht schaffen, oder?« Aileene starrte wie gebannt durch das Glas der Ladentür. »Letztes Jahr haben wir fünf Tage dicht gemacht wegen des Schnees. Im Stammgeschäft war man nicht sehr glücklich darüber.« Sie seufzte und drückte die Handfläche an das Fenster, als hoffte sie, im Stile König Knuts, den Naturgewalten Einhalt gebieten zu können. Draußen setzte der Schnee seinen gnadenlosen freien Fall fort, ohne sich um die Bestürzung zu scheren, die er verursachte. In weniger als drei Minuten war die Straße weiß geworden. Aileene deutete mit dem Kopf auf eine Frau im hinteren Teil des Ladens, die eifrig in Männerjacketts herumstöberte. »Frances muss immerhin bis nach Wester Hailes.«

»Was macht sie?« Frances, freiwillige Helferin wie ich, hatte ungefähr zehn Jacketts wie zögerliche Freier an den Busen gedrückt und suchte anscheinend nach mehr.



»Was?« Aileene warf zerstreut einen Blick zu ihr hinüber.  
»Oh, die kümmert sich um den Ausschuss.«

»Etwa so, wie es mit Robben gemacht wird?« Blitzartig tauchte das Bild von einem Haufen blutiger Jacketts vor mir auf.

»Nur die Sachen, die über der Zeit sind.«

Ich blinzelte. »Die Jacketts haben ein Verfallsdatum?«

»Nicht nur die Jacketts. Alles. Zwei Wochen«, erklärte Aileene. »Habe ich dir das mit der Ausschussware nicht erklärt? Alles bekommt ein Datum, wenn wir es ausstellen. Dann wird es nach zwei Wochen herausgenommen und in einen anderen Laden verlegt. Das hält den Bestand frisch.«

»O-kay.« Ich zog das Wort in die Länge und kämpfte gegen das plötzliche Bedürfnis an, in den Schneesturm hinauszurennen und möglichst großen Abstand zwischen mich und den Laden zu bringen.

Sie schaute mich flehentlich an. »Claudia, ich nehme nicht an ...«

»Was?« Meine Stimme triefte vor Skepsis.

Sie zögerte, versuchte mich einzuschätzen. »Normalerweise würde ich nicht fragen.«

»Das hast du auch nicht: ›Claudia, ich nehme nicht an ...‹, ist keine Frage.«

Sie zuckte zusammen, und eine Woge der Reue schwappte über mich hinweg. Das Wetter hatte mich vermutlich bockig gemacht, denn ich hatte eine eigenartige Beziehung zu Schnee. Als ich noch klein war – fünf, sechs Jahre vielleicht –, hatte ich einen überaus nahen Kontakt damit, bei dem ich beinahe umkam, draußen im Garten unseres Hauses in Cramond. Die Erfahrung nistete sich irgendwo so tief in mir ein, dass ich, wenn das Wetter in den Jahren danach winterlich wurde, nicht umhin kam, mich in jene Zeit zurückzusetzen, als hätte der Schnee sich einen Weg in meinen Kopf gesucht und nähme mich langsam in Beschlag, lockte mich noch einmal in die verführerische Kälte des Nahtodes.

Ich blinzelte, schüttelte die Erinnerung ab und schaute Aileen schief an. »Entschuldige«, sagte ich dümmlich. »Was wolltest du denn fragen?«

Sie antwortete nur zögernd. »Ich weiß, du bist noch nicht so lange bei uns, und normalerweise würde ich nicht im Traum ...« Ängstlich rang sie die Hände. »Nur – du wohnst gerade um die Ecke. Ich dachte vielleicht ...« Sie verstummte.

»Du möchtest, dass ich noch hierbleibe und das Fenster fertig mache?« Ich zuckte mit den Schultern. Ich dachte, ich schuldete ihr einen Gefallen für mein ungehobeltes Verhalten. »Na ja, okay. Du und Frances seht zu, dass ihr nach Hause kommt. Ich werde abschließen, wenn ich fertig bin.«

»Oh, das würdest du tun? Oh, Claudia, das ist super. Vielen, vielen Dank. Hinterlege die Schlüssel einfach bei Achmed, wenn du vorbeikommst.« Achmed führte den Sandwichladen nebenan und verwahrte die Schlüssel für den Secondhandladen, in dem eine unübersichtliche Menge Freiwilliger arbeitete, sodass es unpraktisch gewesen wäre, wenn einer am Ende des Arbeitstages die Schlüssel mitgenommen hätte.

»Ich mach dir ein Tässchen Tee, ja? Während ich mir den Mantel hole. Mir die Kälte vom Leib halten.« Plötzlich hellte sich ihr Gesicht auf, die Falten an den Augen verschwanden, und ganz kurz erhaschte ich einen flüchtigen Blick auf eine viel jüngere Frau. »Vielleicht kann ich sogar ein dazu passendes Blue Riband finden.« Sie eilte in den hinteren Raum, froh und glücklich über die Aussicht auf einen baldigen Aufbruch, und sammelte unterwegs Frances und ihre dem Untergang geweihten Jacken ein.

Ich machte mich daran, die Mädchen einzukleiden, verlor mich in der Weltlichkeit dieser Aufgabe und ließ den Blick hin und wieder auf die Straße vor dem Laden abschweifen. Der Schnee fiel inzwischen so stark, dass ich die Gebäude auf der anderen Straßenseite kaum erkennen konnte. Ich sah ihn vor den Straßenlaternen wirbeln, spürte das vertraute Zerren der Erinnerung, die meine Gedanken einfiel. Kurz darauf war der

kleine Laden im abnehmenden Licht des Nachmittags verblasst, und ich war wieder im Garten in Cramond, eingemummt in einen kratzenden Schal und abgetragene Gummistiefel, die mir zu groß waren. Ich beobachtete meine älteren Geschwister, wie sie im verschneiten Garten hintereinander herjagten, lauschte ihrem kreischenden Gelächter, während sie den Pulverschnee mit den Händen aufschaukelten und ihn zu leichten Bällen formten, die sie sich an die Köpfe warfen.

Ich weiß nicht, wer auf die Idee kam, einen Schneemann zu bauen. Wahrscheinlich Grace, obwohl der Einfall, mich einzustecken, eher Richards Stempel trägt. Eigentlich sollte es ein Scherz sein, sie wollten ins Haus laufen, sobald ich vollends verborgen war, um Mum zu holen, dann sollte ich herausspringen und sie erschrecken.

»Das wird urkomisch, Claude«, versprach Richard mir, und ich weiß noch, dass ich mir das Wort merkte, um es später verwenden zu können. Urkomisch. Er kann nicht älter als acht gewesen sein. Andererseits war er schon immer seinem Alter voraus gewesen, wenn es ums Vokabular ging. Daher stand ich gefügig in der Mitte des Gartens, während die beiden den Schnee um mich herum aufhäuften, an meinen Beinen hoch, dann zu einer runden Kugel, wobei sie in der kalten Luft Atemwolken ausstießen. So arbeiteten sie sich bis zu meinen Schultern vor, klopfen den Schnee um meinen Kopf fest, und schon bald war mein ganzer Körper eingefangen. Selbst als die ersten eisigen Flocken mir hinten am Rücken entlangsickerten, dachte ich nicht daran, zu protestieren. Wenn ich ehrlich bin, war ich begeistert, dass sie mich für die Hauptrolle ausgewählt hatten.

Stille legte sich über mich wie ein Totenhemd, nachdem sie gegangen waren. Ich stand starr in meinem Schneekokon, hielt mich an ihre Anweisungen, mich nicht zu rühren, die Arme an die Seiten gepresst, ein kleiner, mit Eis überzogener Raum vor meinem Mund, wo der Schnee geschmolzen und wieder gefroren war. Ein Gefühl tiefer Trägheit beschlich mich, während

die Kälte in meine Haut eindrang. Mir kam überhaupt nicht in den Sinn, dass sie nicht wiederkommen könnten, dass sie Mum im Haus mitten in einem längeren Telefongespräch angetroffen haben könnten, bei dem sie nicht auf ihre Bemühungen reagierte, sie auf sich aufmerksam zu machen. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass sie mich daraufhin einfach vergessen würden; dass sich der Schnee, während sie sich ihre warmen Sachen auszogen und sich in der Küche etwas zu essen holten, zu einem eisigen Sarg verhärten würde, aus dem ich niemals hätte springen können, auch wenn ich noch Gefühl in meinen Gliedmaßen gehabt hätte. Bis Mum einfiel, sich nach meinem Verbleib zu erkundigen, hatte ich aufgehört, nach ihnen zu lauschen, und driftete in einen halb bewusstlosen Stumpfsinn ab.

»Wieso hast du ihn nicht abgestreift?«, hatte sie an dem Abend geschimpft, nachdem sie mich aus meinem arktischen Gefängnis befreit und im Bad aufgetaut hatte. »Was ist bloß in dich gefahren, dass du dich dermaßen zu Tode frierst?«

Gute Frage. *Die Kälte*, hätte ich ihr sagen sollen, *die Kälte ist in mich gefahren*. Aber mit sechs ist man dazu nicht in der Lage, denn man kann nicht beschreiben, wie es ist, aus dem eigenen Körper gehoben zu werden, von etwas derart Unwiderstehlichem befördert zu werden, loszulassen und dem verlockenden Versprechen des absoluten Nichts nachzugeben. *Le petit mort*. Wer kommt schon dagegen an? Wer sagt denn, dass man es überhaupt versuchen soll?

»Wir wären dann so weit.« Aileene blieb an der Tür stehen und stellte einen dampfenden Becher und einen in Plastik gewickelten Keks auf die Stufe zum Schauenfenster. Ich blinzelte, und die Erinnerung an meine Kindheitsbegegnung mit dem Tod versank wieder in der Vergangenheit, wo sie hingehörte. »Danke«, sagte ich.

»Grüß deine Mum von mir. Geht's ihr gut?«

Aileene und meine Mutter waren Freundinnen aus Grundschulzeiten. Meiner Mutter hatte ich zu verdanken, dass ich

hier jeden Freitagnachmittag endete: Sie glaubte, es wäre wie eine Therapie für mich, hin und wieder aus der Wohnung zu kommen. Seit Marius weg war, war ich zu einer Einsiedlerin geworden. »Sie möchte, dass ich mir ein Chinchilla zulege.«

»Ein Chinchilla?«

»Hm. Sie meint, ich brauche etwas, worum ich mich kümmern kann.« Ich verzog das Gesicht. Ich war mir nicht ganz sicher, was ein Chinchilla war, aber ich war mir ziemlich sicher, dass ich keins haben wollte.

Aileene zögerte, hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, Mum zu unterstützen, und dem Verlangen, nach Hause zu kommen, bevor der Schnee stärker wurde. »Ah. Na ja, es heißt ja, dass ein Haustier irgendwie ...« Sie verstummte, als Frances in einem dicken, bis zum Hals zugeknöpften Wollmantel auftauchte.

»Bye, Frances«, sagte ich und erntete einen säuerlichen Blick. Das war nicht weiter überraschend, immerhin hatte Aileene mir, als ich bei ihr anfang, geraten, mir nichts aus Frances zu machen, was sich als Euphemismus für: »Ich weiß, sie ist eine bescheuerte Kuh, aber lass dich von ihr nicht vertreiben«, herausstellte.

»Sag deiner Mum auf jeden Fall liebe Grüße.« Aileene schlang sich ihre Tasche über die Schulter und zog die Ladentür auf, wobei ein plötzlicher kalter Windhauch hereinwehte. Sie warf mir ein dankbares Lächeln zu und trat ins Freie. »Bis nächste Woche.«

Nachdem die beiden gegangen waren, rieselte ein flüsterndes Schweigen durch den Laden, das aus dem hinteren Raum drang, sich kurz auf die ausgestellten Nippsachen legte, leicht über den Regalen mit Weihnachtskarten schwebte, bevor es sich neben meinem Teebecher im Schaufenster niederließ. Ich hörte sie nicht zum ersten Mal, diese rastlose Leere. In der vorigen Woche, als nur Aileene und ich im Laden waren und sie kurz zur Bank hinübergesprungen war, solange nicht viel los war, hatte sich dieselbe statische Präsenz in die Luft geschli-

chen, so fühlbar, dass sie beinahe zu schmecken war. Ich hatte mich schon gefragt, ob alle Spenden in den schwarzen Müllsäcken da hinten noch immer etwas von ihren vormaligen Besitzern an sich trugen. Vielleicht nicht alle: nicht die aussortierten Kleidungsstücke oder Umzugsreste. Vielleicht nur das Zeug, das nach einer Beerdigung verpackt worden war, oder wenn jemand in ein Pflegeheim gekommen war. Sachen, die ohne Erlaubnis des Vorbesitzers hier waren, sozusagen. Das klingt bescheuert, ich weiß. Trotzdem musste etwas für mein leicht surreales Gefühl verantwortlich sein, dass ich mich nicht ganz allein im Laden befand, obwohl Aileene und Frances gegangen waren und der Schnee den Nachmittagskunden die Shopping-Tour vermässelt hatte.

»Reiß dich zusammen, Claudia.« Ich schwenkte die nächste Schaufensterpuppe zu mir herum. »Schön, Charlotte: Wir machen dich fit für die Party.«

Ich mochte Charlotte. Sie war mir von den vier Schaufensterpuppen die liebste. Sie hatte etwas an sich – ich weiß auch nicht: Es lässt sich nur schwer auf den Punkt bringen. Ihr Kopf saß nicht gerade, seitdem ich ihn irgendwann an der Fensterkante abgehauen hatte, und ihre Perücke, die in ihrem Herbstlaub-Rot bei einer lebenden Person nie so gut aussehen könnte wie an einer Schaufensterpuppe, saß schief. Ihre Arme, die ich beim Ausziehen ausgeklinkt hatte, waren in die Ärmel ihrer Bluse gerutscht. Ich sah mich in ihr, wie ich zu meiner Studienzzeit nach einer Nacht in der Stadt ausgesehen hatte – schlaff und zerzaust. Sie alle hatten schon bessere Zeiten gesehen, um ehrlich zu sein: Mirandas Beine waren abgefallen, als ich sie wieder auf ihren Ständer gehievt hatte, nachdem ich sie mühsam aus einem Betty Barclay Zweiteiler in Marineblau und weiß geholt hatte, und Carries linke Hand hing nur noch Dank Klebstoff und jeder Menge Tesafilm am restlichen Arm. Samantha war die Einzige, die keine offensichtlichen Kriegsnarben davongetragen hatte, aber sie war auch nur ein Torso ohne Arme und Beine, daher konnte man von ihr auch weni-

ger abschlagen. Doch sie alle strahlten Gleichmut aus, eine Art tapferer Resignation, die mich auf den Gedanken brachte, dass sie halb schottisch sein müssen, obwohl hinten in Carries Nacken das Wort China aufgestempelt war.

Ich streckte die Hände aus, um Charlottes Bluse aufzuknöpfen und von den Schultern zu streifen, fischte ihre Arme aus den Ärmeln und legte sie auf den Boden. Dann beugte ich mich vor und griff nach einem Shirt von Thomas Pink, das ich zuvor an den Ständer neben dem Schaufenster gehängt hatte. Ein schönes Stück: weiche, lavendelfarbene Seide mit winzigen, stoffbezogenen Knöpfen, die neu über neunzig Pfund gekostet haben dürften. Aileene, die wahrscheinlich keine Ahnung von Thomas Pink hatte, aber durchaus einen Blick für Qualität, hatte es mit deftigen sieben Pfund ausgezeichnet. Da sollte sich jemand etwas gönnen. Ich prüfte das Etikett am Kragen, als ich das Shirt über Charlottes Schultern zog und seufzte. Größe 38. Ich jedenfalls nicht.

Hinter mir bewegte sich wieder die Luft, und einen Moment lang dachte ich, ein Kunde habe den Laden betreten. Ich drehte mich um, aber natürlich war niemand da, denn ich hätte von meinem Aussichtspunkt im Schaufenster gesehen, wenn jemand zur Tür hereingekommen wäre. Ich schaute zu Charlotte auf, deren Kopf leicht nach hinten geneigt war, und deren große blaue Augen über meine rechte Schulter starrten. »Was gibt es denn da draußen so Interessantes?«, fragte ich und folgte ihrem unverwandten Plastikblick.

Obwohl es dunkel war, schimmerte der Schnee auf der Straße, der noch immer unablässig vom Himmel wirbelte, unheimlich im Licht der Straßenlaternen. Dann sah ich etwas: einen einsamen Fußgänger, der unter dem Überbau des Gebäudes auf der anderen Straßenseite stand, einen Rucksack über der Schulter, und mich durch das Schaufenster beobachtete.

Ich schwöre, mir blieb das Herz stehen. Ich hatte ihn über acht Monate lang nicht gesehen, aber die Schulterpartie war

unverkennbar, und die lässige Art, wie er die Hände mit den Daumen in den Jackentaschen einhakte, konnte selbst der dicke Schneevorhang nicht verbergen. »Marius.« Ich sprach das Wort laut aus. Dann sprang ich aus dem Schaufenster, stieß in meiner Hast den Tee um und riss die Ladentür auf. »Marius!« Diesmal rief ich laut, aber der Wind packte das Wort und nahm es mit fort, kaum dass es mir über die Lippen gekommen war. Er hatte mich auch gesehen, und durch den wirbelnden Schneesturm erkannte ich, wie er grüßend eine Hand hob. Ich lief hinaus auf den Bürgersteig, wischte mir Schnee aus dem Gesicht und wollte schon auf die Straße gehen, um hinüberzulaufen und mich ihm an den Hals zu werfen, als eine Hupe ertönte und ein weißer Lieferwagen an der Bordsteinkante vor Achmeds Sandwichladen schlitternd anhielt. Fluchend rannte ich hinten um ihn herum. »Marius«, rief ich erneut, aber da war nichts: keine Schattengestalt, kein Rucksack, nur der leere Bürgersteig und der Fahrer des Lieferwagens am Rand meines Gesichtsfelds, der sich aus dem Führerhaus schwang und vor sich hin brummte, ich sei wohl lebensmüde – und der unablässige Schnee, der die Landschaft ringsum auslöschte.

Die Welt drehte sich kurz um ihre Achse, und ich schwankte, starrte auf die leere Stelle, an der ich ihn vor wenigen Sekunden gesehen hatte. Dann wurde ich mir des verzerrten Gesichts des Fahrers bewusst, nur Zentimeter von meinem entfernt, sein Mund arbeitete erregt, seine Augen waren weit aufgerissen. »Sie haben überhaupt nicht nach links und rechts geschaut!« Er war bleich vor Schock. »Sind praktisch unter die Räder des verdammten Lieferwagens gekommen! Haben mir fast einen Herzinfarkt beschert!«

Mir war, als würde ich aus einem Traum gerissen. »Haben Sie ihn gesehen?« Ich drehte mich wieder um und schaute die Straße entlang. »Diesen Mann, der auf dem Bürgersteig stand. Er ist jetzt nicht da, aber ...« Ich verstummte und blinzelte verwirrt.



»Wie soll ich denn in zehn Zentimeter tiefem Schnee bremsen?«

»Da war ein Mann«, wiederholte ich. »Mit einem Rucksack, stand unter der Laterne – bitte!« Ich packte ihn beim Arm. »Sie müssen ihn doch gesehen haben! Er war genau da ...« Hilflos schaute ich hinüber auf den verlassenem Bürgersteig.

Ungeduldig schüttelte er meine Hand ab. »Natürlich hab ich ihn nicht gesehen. Da ist doch niemand, oder? Herr im Himmel: Typisch, dass ich an eine tobende Wahnsinnige gerate.« Er wandte sich von mir ab und öffnete schwungvoll die hintere Tür des Lieferwagens. Ich hörte ihn noch immer leise vor sich hin fluchen, während ich vorsichtig die Straße überquerte. Der Bürgersteig war mit Schnee bedeckt, keine Fußspuren störten die jungfräuliche Oberfläche. Ich stellte meine Füße dorthin, wo ich Marius gesehen hatte, und drehte mich zum Laden um. Im Halbdunkel des Nachmittags war er wie eine Bühne beleuchtet, Samanthas nackter Torso lag unpassend zu Füßen der anderen drei sittsam gekleideten Mädchen wie ein Mordopfer mit abgetrennten Gliedmaßen bei einer Teegesellschaft. Wer im Schaufenster arbeitete, war von allen Passanten deutlich zu sehen. Ich hob die Hand, so wie ich es bei Marius gesehen hatte, dann senkte ich sie rasch, als der Fahrer wieder aus Achmeds Laden kam. Er warf mir einen finsternen Blick zu, bevor er wieder in den Lieferwagen stieg, die Straße hinunterrutschte und mich allein stehen ließ.

Ich seufzte in die Dunkelheit. Er war nicht der Einzige, der mich für durchgeknallt hielt. Das glaubten sie alle: Mum, Dad, Richard, Grace. Sogar Papie, obwohl er nicht so viel Tamtam darum machte wie die anderen. Trotzdem wusste ich, was ich gesehen hatte: Einen Moment lang war Marius dort gewesen, hatte auf dem Bürgersteig gestanden, da konnte der unberührte Schnee noch so sehr das Gegenteil bezeugen, und er hatte die Hand gehoben und mir zugewinkt. Also war ich entweder wahrhaftig verrückt, wie alle dachten, oder er war tatsächlich zu mir zurückgekehrt, auch wenn ihn der Mut ver-

lassen hatte, bevor ich zu ihm kam. Ich konnte es ihm nicht übel nehmen: Wenn man ein Mädchen acht Monate warten ließ, war das eine verdammt lange Zeit. Und jetzt, da er mich einmal aufgespürt hatte, würde er es doch bestimmt wieder tun, was hätte es sonst für einen Sinn gehabt, so mir nichts, dir nichts aufzutauchen? Wenn das der Fall war, wäre es nur eine Frage der Zeit, bis wir wieder zusammenkämen, und die ganze Qual der letzten acht Monate wäre vergessen. Dann müsste der Rest der Familie mit den Vorschlägen aufhören, ich sollte mir einen Chinchilla zulegen, Freiwilligenarbeit leisten und nach vorn schauen.

Sie müssten aufhören, mir einreden zu wollen, er sei tot.

Sie will keine Katze.«

»Ach, sei doch nicht albern, Jim, klar will sie. Genau das braucht sie.«

Ich hörte meine Eltern schon, bevor ich sie sah. Während ich mich abmühte, den Schlüssel aus der Haustür zu bekommen, kam ihr Gezänk aus dem Wohnzimmer schon wie ein aufgeregter Terrier auf mich zu und machte sich daran, mir in die Fußgelenke zu zwicken. Ich spielte mit dem Gedanken, mich heimlich wieder aus dem Staub zu machen, aber der Schneesturm wütete noch immer, und ein Windstoß hatte meinen Schirm umschlagen lassen, sobald ich den Schutz des Ladens verlassen hatte, weshalb mir auf dem Heimweg der Schnee voll ins Gesicht wehte.

Es hatte nicht lange gedauert, bis die Wirklichkeit zuschlug. Während ich das Schaufenster fertig machte, hatte sich allmählich ein vertrautes Gefühl der Hoffnungslosigkeit auf meine Schultern gelegt, und bis ich Samantha den weichen rosa-farbenen Kaschmirpullover angezogen hatte, den ich vorher für sie ausgesucht hatte (Größe 40, ein winziges, nicht auswaschbares Etikett am linken Ärmel, £ 6.25), war ich fast schon wieder so selbstmordgefährdet wie vorher. Ich hatte mir notgedrungen eingestehen müssen, wie unwahrscheinlich es war, dass ich Marius da draußen im Schnee gesehen hatte. Da hatte mich lediglich das Wetter ausgetrickst: Ich war nach einem arbeitsreichen Nachmittag im Laden müde gewesen, und das Licht war schlecht. Hinzu kam natürlich, dass ich ihn so lange hatte sehen wollen – ich hatte jede freie Minute damit zugebracht, an ihn zu denken, ihn mir vorzustellen, im Kopf mit ihm zu sprechen – kein Wunder, dass es mir am Ende ge-

lang, ihn heraufzubeschwören. Maggie, die Ärztin, an die ich zwei Monate nach seinem Verschwinden überwiesen wurde, hatte mich genau davor gewarnt. Sie hatte mir gesagt, ich würde die Augen vor der Tatsache verschließen, was ihm zugestoßen sei, und meine Weigerung, mich mit seinem Tod abzufinden, sei ein klassisches Trauersymptom. Mit der Zeit würde ich es hinnehmen, versicherte sie mir, als wäre es etwas, worauf ich mich freuen sollte. Ich wollte nichts hinnehmen. Ich wollte nichts von dem, was sie mir glaubte, anbieten zu müssen. Ich hatte nur deshalb eingewilligt, zu ihr zu gehen, um mir meine Familie vom Hals zu halten. Das teilte ich ihr auch mit, woraufhin sie genickt und gesagt hatte: »Sie sind wütend«, als hätte sie damit gerechnet, und ich entgegnete, natürlich sei ich scheiß-wütend, schließlich wäre auch sie wütend, wenn ihr Freund sich verpisst und sie allein gelassen hätte, und alle Welt wild entschlossen wäre, sie davon zu überzeugen, dass er nicht zurückkommen werde. »Scheiße« habe ich damals ziemlich oft gesagt, als es mir noch lohnend erschien, sich in etwas hineinzusteigern – bevor sich Hoffnungslosigkeit breitgemacht hatte.

Drüben im Wohnzimmer zankten sich meine Eltern noch immer. Ich schloss die Haustür hinter mir, lehnte mich dagegen und blies mit vollen Wangen die Luft aus. Dann streifte ich mir den feuchten Mantel von den Schultern und warf ihn auf den Stuhl in der Diele, ließ meine Handtasche und den jetzt nutzlosen Schirm darauf fallen. Ich blieb einen Moment stehen, versuchte, ihr Gezänk auszublenden und die ruhige Beschaulichkeit der Wohnung auf mich wirken zu lassen. Marius' Tante – eigentlich seine Großtante – hatte das Haus irgendwann um 1945 herum gekauft und die nächsten dreißig Jahre damit verbracht, es mit Andenken an ihre Arbeit als Missionarin in Indien anzufüllen. Sie selbst hatte bis vor drei Jahren hier gelebt, als sie das Haus aufgab, um in eine betreute Einrichtung zu ziehen, weil ihr die Stufen (fünfundsechzig allein bis zur Haustür) zu viel wurden. Im Lauf der Jahre war es zu einer Höhle Aladins aus Farbe und Stoff geworden: fein

geschnitzte Beistelltische und lächelnde Buddhas, die dicht nebeneinander an reich verzierten Fußbänken aufgereiht waren, während die meisten Oberflächen mit Zierrat vollgestellt waren; Holzkästchen mit Intarsien, bemalte Terracottatöpfe, winzige Elefanten und Kamele aus Stoff, die mit Pailletten und farbigen Kordeln geschmückt waren. »Werft alles weg, was ihr nicht wollt«, hatte sie Marius und mir vorgeschlagen, als wir einzogen. »Bringt es in den Wohltätigkeitsladen, wenn sie es haben wollen. In diesem Land kann man ja nie wissen, wegen Gütesiegeln und Gesundheit und Sicherheit und all dem Unsinn.« Aber wir hatten es nicht gemacht. Wir hatten in einem der Schlafzimmer Raum für unsere Klamotten geschaffen, doch alles andere war so geblieben, wie Pearl es hinterlassen hatte. Es war ein Kaleidoskop aus den Farben Rotbraun und Himbeerrosa, die irgendwie eine eigene Wärme ausstrahlten, und Marius und mir hatte es so gefallen.

»Schätzchen, ich hatte einen ganz *wunderbaren* Tag.« Meine Mutter kam eifrig zu mir in die Diele und holte mich schlagartig wieder zurück in die Realität. Sie stützte sich mit der Hand an den Türpfosten, sodass ich mich ducken musste, um an ihr vorbeizukommen.

»Mein Gott, Frau, das Mädchen hat kaum den Mantel ausgezogen. Achte nicht auf sie, Claudia.«

»Ach, halt doch den Mund, Jim.« Sie folgte mir an die Anrichte und zog die Stirn kraus, als ich mir Gin in ein Glas kippte. Sie streckte die Hand aus, nahm mir die Flasche ab und stellte sie mit einem vorwurfsvollem Knall ab. »Ich weiß nicht, warum ich nicht früher daran gedacht habe.«

Ich ging an ihr vorbei in die Küche, um mir Eis zu holen. »Eine Katze«, sagte sie und eilte hinter mir her.

»Eine was?« Vor lauter Frustration reagierte ich barsch.

»Eine Katze. Du weißt schon. Eine *Katze*.«

»Nein«, sagte ich. Letzte Woche war es ein Chinchilla gewesen, die Woche davor ein Welpen. Ich machte den Kühlschrank auf und spähte hinein. »Wo zum Teufel ist das Tonic?«

»Fluche nicht, Schätzchen. Du hast es gestern leer getrunken. Soll ich dir stattdessen ein schönes warmes Getränk machen?«

Verdammt. Ich betrachtete den Inhalt des Kühlschranks. Im oberen Fach machten ein paar Joghurtbecher einem Dutzend Eier, einem kleinen Laib Brot und einer Butterdose den Platz streitig. Darunter lag eine Packung Schinken, eine ganze Blutwurst, ein paar Würstchen, drei Pakete frische Nudeln und ein dicker grüner Brei in einer durchsichtigen Plastiksachtel. Genug, um eine plündernde Armee durchzufüttern. Ich nahm die Plastiksachtel heraus und beäugte sie misstrauisch.

»Was für einen Froschlauch hast du mir denn diesmal in den Kühlschrank gestellt?«

»Das ist Brokkolisuppe mit Stilton. Ich habe eine ganze Ladung gekocht. Schätzchen, wegen der Katze ...«

»Nein.« Ich stellte die Dose wieder neben ein Hähnchen, das in seiner Folie im unteren Fach schlummerte, und zog das Gemüsefach auf. Manchmal lauerte da drin eine verirrte Flasche. An diesem Abend jedoch nicht. Jetzt war es bis zum Bersen mit allem Gemüse vollgestopft, was der Mensch sich nur vorstellen konnte. Irgendjemand hatte sich in der Frischwarenabteilung verausgabt. Allein beim Anblick wurde mir übel. Eine Dreiliterpackung Milch, zwei Trinkjoghurts und frischer Orangensaft in der Tür. Ich nahm den Orangensaft heraus und goss ein wenig in meinen Drink. Mum sah mir entsetzt zu.

»Schätzchen, der war für dein Frühstück gedacht.«

Ohne sie zu beachten, ging ich wieder ins Wohnzimmer, in dem mein Vater sich mit der Fernbedienung für den Fernseher auf dem einzigen Sessel niedergelassen hatte. Ich fiel auf das Sofa, wobei mir mein Drink auf den Schoß schwappte. Ich rieb die Flüssigkeit in den Stoff. Kurz darauf kam Mum wieder hereingehuscht, baute sich vor mir auf und rang beide Hände in einem Geschirrtuch. »Ein süßes Kätzchen«, sagte sie, »nur ein kleines.« Sie deutete die Größe mit den Händen an.

»Nein.« Ich trank einen Schluck und stellte das Glas auf den

Couchtisch neben eine Blumenvase, die noch nicht da war, als ich das Haus verlassen hatte. Mum neben mir drückte das Geschirrtuch noch einmal zwischen den Händen. »Komm, Schätzchen, sei doch nicht so.«

»Wie?«

»Du weißt schon. Wie du immer wirst. Stell dir doch nur vor, wie süß es wäre.«

»Ich will keine Katze«, sagte ich. In Wirklichkeit wollte ich, dass die beiden nach Hause gingen, damit ich anfangen konnte, mich so richtig bis zur Bewusstlosigkeit volllaufen zu lassen.

»Hab ich dir doch gesagt.« Zufrieden widmete mein Vater sich wieder der Fernbedienung.

»Oh, aber Claudia, denk doch mal nach. Die würde auf dich warten, wenn du abends nach Hause kommst. So ein hinreißendes Gesichtchen, das sich aufhellt, wenn es dich erblickt ... wäre das nicht himmlisch?«

»Nein.«

»Katzen sind eine wunderbare Gesellschaft. Man muss keinen Käfig sauber machen, was beim Chinchilla zugegebenermaßen ein bisschen Aufwand gewesen wäre. Du müsstest dir keine Sorgen machen, während du Aileene im Laden hilfst oder für Papie einkaufen gehst.« Dieser Einkaufsdienst für Papie war noch so eine Idee von Mum gewesen, mit der sie mich davon abhalten wollte, zu Hause herumzuhocken und wegen Marius Trübsal zu blasen. Sonst hatte sie die Einkäufe getätigt, hat in seiner Wohnung in der Constitution Street vorbeigeschaut und eine Einkaufsliste geholt, aber vor ein paar Wochen verkündete sie plötzlich, sie schaffe es nicht mehr, da sie sich zu einer Art ergänzendem Therapiekurs bei einer Frau namens Astrid angemeldet habe, die Dad finster als »die Frau« bezeichnet. Wenn ich nicht in die Bresche springen würde, dann müssten Papie und sein mürrischer Jack Russell Terrier Lipton zusammen in ihrer einsamen Mansarde verhungern, bloß weil ihnen ein Toastbrot und eine Dose Pedigree-Futter fehlte. Es war nicht viel Arbeit, um ehrlich zu sein: Papie war leicht zu haben. Man wusste bei

ihm immer, woran man war. Er trug das ganze Jahr über denselben roten Pullover, ein ausgebeultes, handgestricktes Teil, das an der Wange kratzte, wenn man ihn umarmte, und das nach einer Mischung aus Pfeifentabak, Hundehaaren und Kochdünsten roch. Als Grandma Grace noch lebte, hatte sie ihm jedes Jahr zu Weihnachten den Pullover abgerungen, um ihn einmal in die Waschmaschine zu stecken, aber mehr durfte sie damit nicht machen. Papie behauptete, die moderne Generation sei besessen davon, ihre Kleidung zu waschen, wodurch sie nur schneller abgetragen werde. Wolle sollte man überhaupt nicht waschen, sagte er dann, weil es eine natürliche Faser sei und den Dreck von allein abwerfen könne, oder ob man jemals gesehen habe, wie ein Schaf gewaschen würde? Das liege am Lanolin, sagte er, Lanolin sei für die Natur das, was Persil für den Rest der Welt sei. Ich habe einmal versucht, ihm klarzumachen, dass einige der schäbigen Schafe, die ich auf den Feldern Richtung Musselburgh gesehen hatte, durchaus ein bisschen Schrubben gebrauchen könnten, aber davon wollte er nichts wissen. Im Lauf des Jahres webte sein Pullover Konturen seines Lebens bis tief in die Fasern ein. Kurz vor Weihnachten konnte er praktisch zu Fuß zur Waschmaschine gehen. Aber Papie hatte nicht ganz unrecht. Der Pullover musste so alt sein wie ich, vielleicht sogar älter, und er sah nicht halb so verschlissen aus.

»... unabhängig, nicht wie Hunde.«

Ich schaute meine Mutter finster an. Du liebe Zeit, hatte sie es immer noch mit der Katze. »Keine langen Spaziergänge am Morgen, oder wenn du abends müde nach Hause kommst. Sie könnte einfach nur ...« Sie wedelte mit dem Geschirrtuch vage in Richtung Fenster. »... jagen.«

»Jagen?« Dad klang ungläubig. »Sie wohnt in der vierten Etage, Frau. Wie soll eine Katze von einer Wohnung in der vierten Etage aus jagen?«

»Na ja, sie könnte zur Haustür hinausgehen, weißt du. Wenn Claudia morgens geht, könnte sie das Kätzchen rauslassen.«



»Jawoll, und sie könnte es mit einer Schaufel von der Straße kratzen, wenn sie abends zurückkommt.«

»Ach, Jim, du musst nicht so ...«

»Doch, muss ich. Unbedingt. Wenn es nach dir ginge, würdest du diese Wohnung in einen verdammten Zoo verwandeln.«

»...unsensibel sein!« Mum zischte ihm das Wort zu, als könnte ich es dann nicht hören, auch wenn ich zwischen ihr und Dad saß. »Apropos tote Katzen ... um Himmels willen.« Sie verdrehte vielsagend die Augen. »Als hätte sie nicht schon genug zu bewältigen, jetzt bist du auch noch hergegangen und hast ihre Katze getötet.« Sie streckte die Hand aus und drückte meine Schulter mitfühlend.

»Sie hat keine Katze!« Dads Stimme schraubte sich in die Höhe. »Wie soll ich sie getötet haben, wenn das verdammte Ding gar nicht existiert?«

»Tja, noch nicht, aber es hätte schon da sein können. Sie braucht etwas, worum sie sich kümmern kann. Astrid sagt ...«

»Rede mit mir nicht darüber, was diese Frau sagt, du weißt, ich habe mit dem ganzen Blödsinn nichts zu schaffen.«

»Wir könnten sie am nächsten Wochenende mit zum Tierchutzverein in Balerno nehmen«, fuhr Mum gnadenlos fort. »Alisa McDermott hat dort ihren Kater bekommen, und er ist ein hübsches kleines Ding: schildpatt mit weißen Söckchen. Ich mag eine Katze mit weißen Söckchen, sie sehen immer so sauber aus. Das war immerhin vor zwei Jahren, aber ich gehe davon aus, dass sie immer welche haben, meinst du nicht? Die kriegen sie bestimmt frisch rein.«

»Lydia.« Die Stimme meines Vaters klang schwerfällig.

»Was ist, mein Lieber?«

»Sie. Will. Keine. Katze. Sie hat es gerade gesagt. Warum lässt du das arme Mädchen nicht einfach in Ruhe? Sie hat den ganzen Nachmittag schwer gearbeitet, wahrscheinlich will sie einfach nur ein bisschen Ruhe und Frieden.«

»Ja«, sagte ich. »Ruhe und Frieden. Das wäre schön.« Ich

lehnte den Kopf an die Rückenlehne des Sofas und schloss die Augen. Einen Moment lang konnte ich so tun, als wären sie nicht da.

»Wie wäre es mit einer feinen Tasse Tee?« Meine Mutter schlug einen eifrigen Ton an, und ich unterdrückte ein Stöhnen. Jetzt wusste ich, woher Aileene es hatte.

»Du wirst dich beeilen müssen.« Mein Vater wedelte mit der Fernbedienung zum Bildschirm, der knisternd zum Leben erwachte. »Es geht gleich los.«

O-oh. Ich schlug ein Auge auf. »Was geht los?«

Mum wirkte fassungslos. »Eins und eins macht vier«, sagte sie ehrwürdig, und ich blinzelte. »Wie, eins und eins?«

»Nein, so habe ich es nicht gemeint. Es geht um die Sendung *Eins und eins macht vier*. Weißt du, der Titel.« Sie schüttelte den Kopf über meine anhaltende Verwirrung. »Ehrlich, Claudia, manchmal frage ich mich, auf welchem Planeten du lebst. Das ist die Parallelshow zu *Strictly*. Da erfährst du den Werdegang all der Tänzer. Wir lassen keine Sendung aus, nicht wahr, Jim?«

Diesmal ließ sich das Stöhnen nicht zurückhalten. »Könnt ihr euch das nicht zu Hause ansehen?«

Sie wirkte verletzt, und sofort hatte ich ein schlechtes Gewissen. »Es ist nur ...« Ich zögerte. Ich konnte ihnen nicht erzählen, was passiert war. Es ging einfach nicht. Sobald der Name Marius fiel, flippten sie aus. »Bin total fertig, Mum. Ich brauche ein heißes Bad und meinen Schlafanzug. Der Laden macht mich platt. Die ganze Zeit ist man auf den Beinen und hat keine fünf Minuten für sich.«

»Aber das ist doch gut, Schätzchen, oder nicht? Ich meine, das wolltest du doch. Darum ging es doch.«

»Nein«, entgegnete ich. »*Du* wolltest es. Ich wollte hierbleiben und mir die Handgelenke aufschlitzen.«

Das eintretende Schweigen hätte man mit einem stumpfen Messer schneiden können. Die beiden wechselten einen Blick. »Liebes ...«, hob Mum an und verstummte. Erneut rang sie

beide Hände im Geschirrtuch. »Ich habe ein schönes Hähnchen in den Kühlschrank gelegt. Freilaufend«, fügte sie unglücklich hinzu. »Von Marks and Spencer. Die wachsen in kleinen Holzhütten auf. Das stimmt doch, Jim, oder? Weißt du noch, wir haben die Sendung doch auf Channel 4 gesehen?«

»Ja, und ich hab den Überlauf für dich repariert.« Dads Streitlust wegen der Katze war unterdrückter Furcht gewichen. »Der brauchte nur eine neue Unterlegscheibe, mehr nicht. Hat mich nur fünf Minuten gekostet, kein Problem ...« Er verstummte.

»Danke.«

Wir schauten uns verlegen an. Mums Gesicht war ein Abbild der Jämmerlichkeit, und Dads Stirn war in Sorgenfalten gelegt, die einem schlecht gepflegten Feld ähnelten. Ich kam mir vor wie eine blöde Kuh. Einerseits hätte ich ihnen gern erzählt, was ich gesehen hatte – jedenfalls, was ich zu sehen geglaubt hatte, wollte ihnen die nur allzu kurze, Schwindel erregende Vorstellung mitteilen, Marius könnte wiederkommen, doch ich fand die richtigen Worte nicht. Drüben aus der Ecke verbreitete sich Zoe Balls fröhliches Geplapper durch den Raum, und ich deutete mit einem Kopfnicken auf den Fernseher. »Es fängt an«, sagte ich und stand auf. »Setz dich, Mum. Ich mache den Tee.«

»Oh, Schätzchen, das ist kein Problem ...«

»Setz dich.« Das kam wie ein Bellen heraus, schien aber zu wirken. Mum ließ sich auf dem Sofa nieder und wechselte dabei noch einen bedeutungsschwangeren Blick mit Dad.

Nachdem ich in der Küche Zuflucht gefunden hatte, lehnte ich mich an das Spülbecken und atmete tief durch. Ich hörte die leisen, verängstigten Stimmen meiner Eltern. »... es nicht so gemeint«, sagte Dad gerade. »Sie war einfach nur flapsig. Du kennst sie doch.«

»Wie kann man bei dem Thema flapsig sein?« Sie schniefte ein paar Mal. Scheiße – weinte sie? Ich schlich zur Tür und lauschte.

»Sie braucht noch ein bisschen Zeit, das ist alles.«

»Zeit!« Mum gab ein Geräusch von sich, das zwischen Lachen und Schluchzen angesiedelt war. »Meinst du, dann hört sie auf, davon zu sprechen, sich umzubringen? Und du hast gesehen, was sie mit der Milchpackung gemacht hat.« Ich fuhr zusammen. Das hatte ich ganz vergessen. Auf der Packung war eine Vermisstenanzeige gewesen, und ich hatte ein Foto von Marius über das Bild dort geklebt. Ich hatte es abziehen wollen, bevor Mum und Dad vorbeikamen. Sie mussten es entdeckt haben, als sie den Kühlschrank mit verderblichen Lebensmitteln vollgestopft hatten. »Findest du, dass ein vernünftiger Mensch sich so verhält?«

»Ach, Lydia.« Dads Stimme klang besänftigend. »Sie muss öfter raus. Ich meine, richtig ausgehen, nicht nur deinen Dad zum Einkaufen mitnehmen und diesen blöden Job im Secondhandladen.«

Blöder Job? Trotz wallte in mir auf. So blöd war er nicht. Na ja, okay, er war blöd, aber es war ein Unterschied, ob ich ihn schlechtmachte oder andere blöde Kommentare abgab. Besonders andere, die dann, als ich schließlich damit einverstanden war, es zu probieren, sagten – ich zitiere: »Ah, das ist toll, wird dir guttun, Mädels.« Ich schlich von der Tür weg und ließ geräuschvoll Wasser in den Kocher laufen. Während ich die Becher hinstellte, begann mein Handy in meiner Handtasche in der Diele zu klingeln. Ich schlüpfte hinaus, um es zu holen, und warf einen prüfenden Blick auf das Display, als ich es zurück in die Küche trug. Dann wartete ich, bis ich außer Hörweite meiner Eltern war, und nahm das Gespräch an.

»Hey, Rich.«

Mein Bruder, Schneemann-Bauer-und-beinahe-Schwesterkiller-der-Extraklasse, ist der Einzige von uns Geschwistern, dem es erspart blieb, nach jemandem benannt zu werden – was mir immer ausgesprochen unfair vorkam, wenn man bedenkt, dass man mir einen Namen gab, der ursprünglich ein Jungenname war mit einem Haken am Ende, damit

man ihn einem Mädchen anhängen konnte. In all den Jahren blieben meine Eltern in dieser Hinsicht störrisch und behaupteten, dass es Kindesmissbrauch gleichgekommen wäre, hätte man einen Jungen Claude genannt und ihn dann auf Gedeih und Verderb dem schottischen Schulsystem ausgeliefert. Vermutlich hatten sie nicht unrecht. Ich verzog das Gesicht. »Gerade rechtzeitig, Gott sei Dank.«

»Sind die Gruftis noch bei dir?«

Drüben im Wohnzimmer verrenkten sich meine Eltern die Häse, um mitzubekommen, mit wem ich telefonierte. Schuld bewusst fuhren sie zusammen, als sie sahen, dass ich zu ihnen hinüberschaute, und drehten sich hastig wieder zum Bildschirm um.

»Ja. So wie sie aussehen, richten sie sich für den Abend ein.«

»Hast du ein Glück.«

»Mum will, dass ich eine Katze kriege.«

Richard schnaubte ins Handy. »Bingo. Du kannst Katzen nicht ausstehen.«

»Stimmt nicht. Ich kann Katzen ebenso wenig ausstehen wie Hunde oder Chinchillas oder Papageien oder Hamster oder alles andere Getier, das sie sich einfallen lässt. Ich will einfach keins.«

»Ja ... Du hältst sie für egoistisch.«

»Das sind sie doch auch. Jedenfalls ...«

»Und du kannst es nicht leiden, wie sie herumlaufen und ihre Ärsche zeigen, als warteten sie nur darauf, dass jemand ein Geschirrtuch in sie reinsteckt.« Er kicherte, was vermutlich gut war. Wenigstens einer von uns fand ihn lustig. »Katzenhasserin.«

»Richard ...«

»Miezekatzenschänderin.«

»Um Himmels willen – wie alt bist du?«

»Zwei Jahre älter als du, Kätzchenkillerin.«

»Kätzchenkillerin?« Ich schnalzte mit der Zunge. »Das ist ein bisschen arg, oder?«

»Katzen ... hm ... Katzen ... -Kraulerin? Nein, das geht nicht – zu pervers. Mal überlegen ...«

»Hast du mich angerufen, nur um mir Katzenbeleidigungen an den Kopf zu werfen?«

»Nein, hab ich nicht. Du bist diejenige, die auf Katzen zu sprechen kam, wenn ich dich erinnern darf. Ich habe dich angerufen, um dir zu sagen, dass Abby und ich heute Abend ausgehen und sie besonderen Wert darauf legt, dass du mitkommst.« Abby ist Richs bessere Hälfte. Außerdem ist sie meine beste Freundin. Wir haben uns kennengelernt, als wir elf waren, am ersten Schultag an der Mittelschule für Mädchen, die meine Mum für angebracht hielt, nachdem ich die Grundschule beendet hatte. Dass Grace diese Schule bereits besuchte, war nur ein schwacher Trost gewesen, da sie, die sechs Jahre älter war als ich, eine andere Welt am oberen Ende der Schule besetzte und mir, was Unterstützung betrifft, so wenig nützlich war wie der sprichwörtliche Kropf. Ich befand mich im Schockzustand, umgeben von Mädchenschwärmen, die sich anscheinend alle kannten, die meisten waren in der Grundschule schon zusammen gewesen. Als ein halbes Dutzend von denen mich in die Enge getrieben hatte und sich eifrig über meine Schultasche hermachte, um zu entscheiden, ob ich gesellschaftlichen Wert hatte, der die schlaksigen Gliedmaßen und die dämlichen französischen Zöpfe hinter den Ohren, zwischen die ich noch nicht ganz reingewachsen war, vielleicht annähernd ausgleichen würde, kam Abby zufällig vorbei. Sie fischte mich aus ihrer Mitte wie eine reife Pflaume aus einer randvollen Fruchtschale und pflanzte mich kurz vor Beginn der ersten Schulstunde neben sich hinter das Pult. Seither waren wir unzertrennlich, bis zu dem Jahr, in dem wir zur Universität gingen und das Schicksal uns an entgegengesetzte Enden von Schottland verschlug, mich nach Glasgow, wo ich Englisch studierte, Abby nach Aberdeen, wo sie Jura studierte. Damals löste Rich mich ab, der zwei Jahre zuvor zum Studium nach Norden gezogen war, angelte sich Abby zwischen den

Vorlesungen und nahm sie zu allen geselligen Universitätsveranstaltungen mit, die zahlreich und wild waren. Bis zu ihrem Abschluss vier Jahre später waren sie so unzertrennlich, wie Abby und ich es gewesen waren.

»Ich habe versucht, sie zu warnen.« Richards Tonfall war ironisch. »Ich habe gesagt, es habe keinen Zweck, dich einzuladen, da du dich offenbar in Edinburghs Antwort auf Howard Hughes verwandelt hast.«

»Hab ich nicht.«

»Wohl. Verkriechst dich den ganzen Tag in dem Mausoleum ...«

»Das ist kein Mausoleum.«

»Doch. Es ist ein totaler Anachronismus. Eine Rückkehr in die Zeit des British Raj.«

»Na ja, daran ist ja nichts verkehrt. An der britischen Herrschaft in Indien gab es viel Erfreuliches.« Mein Blick fiel auf den rostigen alten Rayburn in der Ecke der Küche, dessen Ofentür mit einem Stuhl geschlossen gehalten wurde, weil sich der Griff irgendwie gelöst hatte und abgefallen war. »Es ist gemütlich«, sagte ich entschieden.

»Gemütlich!« Richard schnaubte verächtlich. »Claude, die meisten Möbel sehen aus, als kämen sie aus der Arche. Man kann sich nicht bewegen, ohne etwas umzustößen. Alle Läufer haben Ränder, was heutzutage nicht mehr üblich ist. Und was diese komische Statue in der Diele betrifft, so gehört sie, offen gesagt, in einen Horrorfilm. Oder auf einen Scheiterhaufen.«

»Der Munshi?« Ich schnappte entsetzt nach Luft. »Nein, das stimmt nicht. Der ist wunderschön. Er ist das genaue Abbild eines Dieners von Queen Victoria. Tante Pearl ...«

»... hat ihn achtzehnhundertzwölf aus einem Museum in Kalkutta stibitzt – ja, du sagtest es bereits.«

»Sie hat ihn nicht stibitzt«, spöttelte ich. »Sie hat ihn von einem Theaterdirektor geschenkt bekommen, der ihn für eins seiner Stücke hat anfertigen lassen. Er wollte ihn tatsächlich auf einen Scheiterhaufen werfen, aber Tante Pearl hat es nicht

zugelassen. Sie musste für die Heimreise auf dem Schiff ein Passagierticket für ihn lösen. Für den Munshi, meine ich, nicht für den Theaterdirektor.«

»Claude, mal im Ernst.« Richard ließ nicht locker. »Es gibt Leute, die würden über Leichen gehen, um dort wohnen zu können, mitten in New Town.« Richard und Abby teilten sich eine winzige Zweizimmerwohnung in Dean Village mit Ed, einem Kumpel aus Aberdeen, der auch ihr Vermieter war. »Du solltest entrümpeln und die Wohnung ein bisschen nett gestalten. Sie könnte richtig was hermachen.«

»Nein.«

»Claudia ...«

»Marius würde einen Anfall bekommen. Ihm gefällt es so, wie es ist.« Dankbar klammerte ich mich ans vertraute Leugnen. »Stell dir vor, wie es dir ginge, wenn Abby hinter deinem Rücken eure Wohnung umgestalten würde.«

Ich hörte, wie er tief Luft holte, als der Name Marius fiel. »Claude ...«

»Wo wollt ihr denn heute Abend hin?« Rasch wechselte ich das Thema. Im ersten Moment dachte ich, er würde es nicht dabei belassen, doch dann seufzte er abgrundtief.

»Ed hat einen Auftritt in der Niddry Street.« Ed spielte Gitarre in einer Zweimannband namens Zemmiphobia, was offenbar Angst vor Nacktmullen heißt. Es war wohl ironisch gemeint, denn ich bezweifelte, dass Ed jemals im Leben Angst vor etwas hatte. Er hatte eine Reihe weiblicher Fans, die ihm hinterherfuhren und ihm jede Zeile, die er sang, von den Lippen ablasen, so wie die Jünger es damals bei Jesus gemacht haben müssen. Richard nannte sie die Lemminge. In regelmäßigen Abständen gelang es der einen oder anderen, sich aus der Phalanx zu lösen, und sie durfte kurz mit dem großen Mann persönlich tändeln, aber die Verbindung dauerte nie länger als ein bis zwei Wochen, bis Ed sich wieder der wahren Liebe seines Lebens widmete, einer ramponierten, mit Leder bezogenen, sechssaitigen Gitarre namens Betsy. Er spielte darauf, als



versuche er, sie zu unterwerfen, seine Finger mit verschiedenen Schlagringen bedeckt, die an den Saiten zupften und rupften, bis die arme alte Betsy um Gnade heulte. Keine Überlegungen anzustellen, wie seine Hände wohl im Bett sein mussten, fiel schwer. Sogar mich hatte hin und wieder der Neid gepackt, wenn wieder ein Lemming die Chance bekam, es herauszufinden. Gelegentlich hatte ich Schuldgefühle bei dem Gedanken, hätte es Marius und mich nicht gegeben, wäre ich Gefahr gelaufen, auch ein Lemming zu werden.

»Abby und ich haben gesagt, dass wir kurz vorbeischaun.« Ich riss mich von Ed und seinen wandernden Händen los und versuchte, mich darauf zu konzentrieren, was Richard gerade sagte. »Wir treffen zuerst ein paar andere Freunde im The Standing Order und gehen dann zusammen rüber. Ich dachte nur, ich sag dir Bescheid. Damit du darüber nachdenken kannst, was du in deiner Wohnungsgruft Tolles verpasst, während Abby und ich in der Stadt feiern.«

Trotz meiner allgemeinen Niedergeschlagenheit flackerte Neugier in mir auf. »Was feiert ihr denn?«

»Oh, nein, nein, nein. Am Telefon erfährst du es nicht.«

»Jetzt sag nicht, Abby ist wieder befördert worden.«

»Guter Versuch, Claude.« Er ließ nichts aus sich herauslocken. »Wenn du es wissen willst, dann komm. Acht Uhr. Die Band spielt nicht vor zehn, also gehen wir vorher vielleicht noch einen Happen essen.« Er klang nicht sehr hoffnungsvoll, was kein Wunder war. Mein Bruder hat mich gewissenhaft jedes Wochenende eingeladen, seit Marius fort ist, und jedes Mal habe ich mich rausgeredet. Ich hatte entsetzliche Angst, Marius könnte zurückkehren, während ich unterwegs war, und ich würde ihn verpassen. Der einzige Grund, warum ich mich darauf eingelassen hatte, Papies Samstagseinkäufe zu übernehmen und Aileene an Freitagnachmittagen im Secondhandladen auszuhelfen, war Mums feste Zusage, dass sie oder Dad vorbeikommen und die leere Wohnung hüten würden, für alle Fälle.

Mein Mund verzog sich schon zu dem üblichen Danke-

aber-nein. Doch dann zögerte ich und stellte mir den Abend vor, der sich vor mir auftat, ich mit Mum und Dad auf dem Sofa, die unvermeidliche Tasse Tee vor mir, wie wir dem geistlosen Geschwätz irgendwelcher Berühmtheiten lauschten, von denen ich zum größten Teil noch nie etwas gehört hatte, über ihren Foxtrott oder Tango, und versuchte das beharrliche Flüstern in meinem Kopf auszublenden, dass Marius nicht zurückkommen würde. Trotz allem, was ich zu sehen geglaubt hatte, war er ein für alle Mal verschwunden, so wie alle es sagten. Plötzlich erschien mir die acht Monate währende Nachtwache lächerlich: ein erbärmliches Klammern an einen nicht vorhandenen Strohalm. Ich warf noch einen heimlichen Blick durch die Tür ins Wohnzimmer. Mum schien am Fernseher zu kleben, aber Dad fing meinen Blick wieder auf. Er schenkte mir ein bedauerndes Lächeln.

Ich rümpfte die Nase. »Bleib dran.« Ich legte mein Handy auf die Arbeitsfläche und ging zur Tür. »Habt ihr heute Abend was vor?«

Sie schauten mich überrascht an. Vor fünf Minuten hatte ich es kaum erwarten können, dass sie gingen. Mum erholte sich zuerst. »Äh – nein. Oder, Jim?« Mein Vater machte ein langes Gesicht und schüttelte den Kopf.

»Ich hab gerade überlegt ...« In meinem Bauch flatterte so etwas wie Aufregung. »Na ja, ich dachte, ich gehe aus.«

»Aus!« Mum sah aus, als hätte ich ihnen gerade mitgeteilt, ich wollte nackt die Waverly Steps hinunterflitzen.

»Ja ... du weißt schon: ausgehen.«

»Mit wem?«

»Lydia ...« Dad funkelte sie wütend an. »Sie möchte ausgehen. Verstehst du – raus. Aus der Wohnung. Alleine.«

»Ich weiß, wollte ja auch nur wissen, wen sie trifft.«

»Richard und Abby.« Ich rieb mir mit den Fingerknöcheln über das Kinn. »Ich hatte gehofft, ihr könntet ... versteht ihr ... hierbleiben. Das Huhn für mich hüten. Nur ein paar Stunden. Es wird nicht spät«, versprach ich.